

ALEATHA ROMIG

CONSEQUENCES

BUCH 2

Aus dem Amerikanischen von Iris Bachmeier

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Truth (Consequences 2)*
erschien 2012 im Verlag Romig Works.
Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text in zwei Bände aufgeteilt,
dies ist der erste Band.
Copyright © 2012 by Aleatha Romig

1. Auflage Februar 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Katrin Hoppe
Titelbild: AdobeStock – Coka
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-813-1
eBook 978-3-86552-814-8

*Man sagt, dass etwas so Geringes wie
das Flattern eines Schmetterlingsflügels
auf der anderen Seite der Welt einen
Taifun auslösen kann.*

– Chaostheorie

PROLOG

Die Reifen ihres Chevy Equinox holperten das ausgetretene Pflaster und den maroden Straßenbelag der Bristol Road entlang. Als er durch die Windschutzscheibe auf die Indizien einer sterbenden Stadt hinausspähte, fragte sich Rich Bosley, ob er sich damals im Wilden Westen zum Ende des Goldrauschs wohl ähnlich gefühlt hätte. Hektar um Hektar eingezäunter Beton nahmen beide Seiten der heruntergekommenen Straße ein. Zur Glanzzeit von Flint, Michigan, waren die Parkplätze rund um die Uhr mit Autos gefüllt.

In drei Schichten kamen und gingen die Arbeiter dieser Fabriken. Heute taugten die Gebäude höchstens noch als Symbol für *Stadtverfall*.

1908 eröffnete General Motors seinen neu gegründeten Hauptsitz in Flint. Ganze Generationen von Arbeitern hatten diese Türen durchschritten; jede davon in dem Glauben, sie würde es besser machen als die vorangegangene. Mit der Ölkrise in den 70ern und den landesweiten Werkschließungen in den 80ern wendete sich das Blatt.

Doch zur Jahrtausendwende kehrte der Optimismus zurück nach Flint wie Regen auf ausgedörrte Erde. GM hatte 60 Millionen Dollar in den Ausbau der Fabrik investiert. Über 2000 Werksarbeiter und weitere 180 Festangestellte waren in dem Gebäude, an dem sie gerade vorbeifuhren, beschäftigt gewesen. Es war anständige Arbeit für einen anständigen Lohn. Einmal mehr herrschte geschäftiges Treiben an diesem Zufluchtsort der Arbeiterklasse.

Gegen Ende der ersten Dekade erlitt die Autoindustrie einen Einbruch. Einige Fabriken, denen die Schließung drohte, wurden von privaten Investoren *gerettet*. Geschäftsmänner und -frauen gaben neue Hoffnung, wo schon jede Hoffnung verloren war; allerdings bedurften diese Retter der Mithilfe.

Die Arbeiter stimmten Lohnsenkungen zu, und der Traum von einer *besseren* Zukunft verwandelte sich in ein Bangen um *irgendeine* Zukunft. Die Regierung von Michigan ermöglichte Subventionen, um die Werke geöffnet und die Menschen aufrecht zu halten.

Als deren Fristen ausliefen, wurden die Arbeiter gebeten, sogar noch niedrigere Löhne zu akzeptieren. Im Grunde war es belanglos; die Ersparnis konnte die Kostenträger nicht bei der Stange halten. Das Einzige, was für sie zählte, war die Summe unterm Strich. Also fällten Männer und Frauen in meilenweit entfernten, abgeschirmten Chefbüros die Entscheidung aus überlegener Höhe. Richs Blickfeld war mit dem Ergebnis dieser Entscheidung komplett ausgefüllt: ein leeres Gebäude nach dem anderen, verrottende Skelette einer toten Zukunft.

Rich dachte über den jüngsten Vorschlag seines Vaters nach. Die Aussicht, wieder nach Iowa zu ziehen, fühlte sich an wie eine Niederlage. War denn das Bankgeschäft in Iowa

besser als in Michigan? Die Wirtschaft *war* ein nationales Problem. Rich und seine Frau Sarah hatten Vertrauen in diese Stadt. Sie waren bereit, hart dafür zu arbeiten, dass ihr Sohn und künftige Kinder es einmal besser hätten.

Rich warf einen Blick nach rechts und lächelte seine hübsche Frau an, die ganz in ihre Zeitschrift versunken war. »Wie kannst du bei dem ganzen Gerüttel bloß lesen?« Ihr normalerweise sorgfältig frisiertes Haar wippte als lockerer Pferdeschwanz am Hinterkopf aus der Öffnung ihres Baseballcaps. Ihre Business-Garderobe hatte sie gegen Jeans und ein Tigers-T-Shirt getauscht. Es war das erste Baseball-Jahr ihres Sohnes, Rookie League. Dabei ging es mehr darum, Teamwork zu lernen, als Baseball; fragte man allerdings die Spieler, ging es um die süßen Snacks, die sie als Belohnung bekamen. Sarah belieferte sie mit hausgemachten Cupcakes – ein Homerun!

»Ich staune nur über diesen Artikel.«

»Was liest du denn da?«

»*Vanity Fair*. Die Titelstory über ein Ehepaar. Hab das Magazin gerade gefunden, ich muss es vor Monaten hier drin vergessen haben ...«

Rich nickte; ihn interessierte das nicht.

»Es geht um Anthony Rawlings und seine Frau«, fügte Sarah hinzu. »War dein Vater nicht auf ihrer Hochzeit?«

»Ja, ich glaube, schon. Das ist einer der Vorzüge, wenn man Richard Bosley ist, der großartige Gouverneur von Iowa. Da kommt man schon mal mit großen Geldgebern ins Gespräch.«

»Ich erinnere mich, dass er es mal erwähnt hat. Klingt faszinierend«, plapperte Sarah. »Die Hochzeit hat auf ihrem Anwesen stattgefunden, dein Vater war also bei ihnen zu Hause!«

»Ich schätze, schon. Ehrlich gesagt bin ich davon nicht sonderlich beeindruckt.«

»Wieso nicht? Das klingt so, als würden sie sich beide in der Wohltätigkeitsarbeit engagieren. Hast du gewusst, dass seine Frau Barkeeperin war, als er sie kennengelernt hat?«

»Der Mann verdient sein Geld mit dem Leid anderer Leute.«

»Danach hört es sich hier nicht an. Eher nach einer unglaublichen Liebesgeschichte. Stell dir das mal vor: arbeitslose Meteorologin, die sich mit Kellnern über Wasser hält, verliebt sich in einen *der* Milliardäre des Landes!«

»Und wo kommen diese Milliarden her?«

»Hier steht irgendwas vom Internet.«

»Ja. Nach dem, was mein Vater sagt, hat es so angefangen. Anthony Rawlings hat es geschafft, das als Sprungbrett zu nutzen und sich an den unglücklichen Umständen anderer zu bereichern. Er hat höchstpersönlich genug Leute entlassen, um all diese Fabriken hier füllen zu können.«

»Genauso viele hat er aber auch eingestellt.« Sarah starrte auf die kahle Landschaft. »Ich glaube, die Leute sind nur neidisch. Ich meine, ich könnt's werden. Welcher Frau würde es nicht gefallen, plötzlich Claire Rawlings' Leben zu führen?«

Die Stimme ihres Sohnes erklang hinter dem Paar und beendete die Gedanken über Stadtverfall und nationale Wirtschaft. Rich sah auf das blonde Haar der Hoffnung im Rückspiegel. »Dad, ich muss pinkeln«, bat Ryan seinen Vater mit großen Augen.

»Wir sind in ein paar Minuten zu Hause, Ryan. So lange hältst du bestimmt noch aus.«

»Nein, Dad, kann ich nicht. Ich muss sofort pinkeln!«

Richs Blick begegnete dem seiner Frau. Ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie einer Meinung waren; das hier war

nicht die geeignete Gegend für eine Pinkelpause. Wenn sie nur noch ein bisschen weiterfahren könnten, wäre es um Längen sicherer; allerdings klang Ryans Stimme flehend und seine kleinen Beinchen strampelten, so dringend musste er. »Ich sehe eine Tankstelle. Halt an, *bii-tee!*«, dehnte er das letzte Wort auf zwei lange Silben, um seine Not zu unterstreichen.

Wider besseres Wissen steuerte Richard Bosley II. den Equinox auf einen Parkplatz neben einer Rennstrecke und drehte sich zu seiner Frau um. »Ich gehe mit ihm rein. Außerdem ist es mitten am Tag und es sieht nicht so aus, als wäre viel los.«

Lächelnd öffnete Sarah ihren Sicherheitsgurt. »Okay, Jungs, bringen wir's hinter uns und sehen zu, dass wir weiterkommen. Wir müssen uns noch ein ganzes Baseballspiel ansehen. Ich habe alles gefilmt. Wart's ab, Ryan, bis du siehst, wie du diesen großartigen Schlag gelandet hast!«

Die schweren Glastüren waren über und über mit Schmutz und Fingerabdrücken verschmiert. Im Inneren sah sich Rich suchend nach dem Schild für die Toilette um. Das Aroma von zu einer gummiartigen Konsistenz verkochten Hotdogs stieg ihnen in die Nase. Der Raum war vollgestopft mit spärlich gefüllten Regalen, ohne einen erkennbaren Durchgang frei zu lassen. Der Dreck und die Abnutzungsspuren auf dem rissigen Linoleum waren die eigentlichen Hinweise auf Kundschaft. Als er sich nach dem Kassierer umsah, bemerkte Rich das kleine, unverschlossene Kassenhäuschen. Hilfe suchend musterte er den Glaswürfel, fand aber nur leere Stühle; dann fiel ihm die offene Schublade der Registrierkasse auf.

»Dad, ich seh das Schild«, durchschnitt Ryans Stimme die dicke, stille Luft.

Plötzlich hallte tumultartiger Lärm aus dem Flur wider, auf den der Pfeil für die Toiletten zeigte. Manche Momente schweben frei in der Zeit, als würden sich die Elektronen verlangsamen, Protonen ihre Anziehungskraft lösen, und Atome wären nicht mehr an die Materie gebunden; etwa die Sekunde, in der ein neugeborenes Baby seinen ersten Schrei ausstößt. Manche Augenblicke laufen aber auch unglaublich schnell ab; wie ein Blitz, der sich nicht auf Film bannen lässt. Andere wiederum sind eine Mischung aus beidem.

Ein dicker Mann kam auf sie zu, das Gesicht hinter einer schwarzen Skimaske verborgen. Richs erster Gedanke – *Wer bitte trägt mitten im Juli eine Skimaske?* – zog nur kurz vorbei, ehe ihn die Erkenntnis traf, in welcher Lage sie sich befanden. »Lauft! Zurück ins Auto!« Besorgnis und Autorität lagen in den Worten, die über seine Lippen sprudelten.

Sarah, die gerade in ihrer Tasche nach der Geldbörse kramte, schreckte bei der Stimme ihres Mannes hoch und schaltete sofort in den Fluchtmodus. Sie packte die kleine Hand ihres Sohnes und wirbelte zu der schmutzigen Glastür herum. Die dröhnenden Pistolenschüsse gingen so abrupt los, dass sie nicht mehr mitbekam, wie ihr Mann zusammenbrach, und Ryan Gott sei Dank ebenso wenig. Das Letzte, was sie sahen, war der rote Sprühregen ihres Blutes, der sich zum Dreck auf Boden und Scheiben gesellte.

Monate zuvor und meilenweit entfernt hatte ein Geschäftsmann beschlossen, ein Stanzwerk zu schließen, das keinen Profit mehr abwarf. Das Ergebnis dieser Entscheidung waren Tausende entlassene Arbeiter. Einer davon war ein alleinerziehender Vater mit einem kranken Kind. In einem Moment der Verzweiflung kam der arbeitslose Vater zu dem Schluss, dass seine einzige Möglichkeit, den wachsenden

Stapel von Medikamentenrechnungen zu bezahlen und seinen Sohn zu retten, darin bestand, zum Verbrecher zu werden. Ein paar Raubüberfälle später, mit Geld, das einfach zu verlockend und zu leicht zu beschaffen war, hatte er eine neue Berufung gefunden ...

*Dem, was ein Mann tun oder erreichen kann,
sind keine Grenzen gesetzt, wenn es ihn nicht
schert, wer die Lorbeeren erntet.*

– Charles Edward Montague

———— KAPITEL 1 ————

Richard Bosley sah sich in seinem Büro um und dachte über seinen Platz in der Geschichte nach. Das imposante Arbeitszimmer stank förmlich nach Prestige. Beeindruckende Bücherregale bedeckten sämtliche Wände und sein Mahagonischreibtisch stellte die Bühne seiner Herrschaft dar. Die Flagge der Vereinigten Staaten und die von Iowa prangten unübersehbar hinter seinem Ledersessel. 15 Monate in seiner zweiten Amtszeit als Gouverneur, und noch so viele Ziele zu erreichen. Nach dem tragischen Tod seines einzigen Sohnes und dessen Familie scharten sich die Wähler um ihn. Sie setzten ihr Vertrauen in ihn, in seine Ideen und Wertvorstellungen. Während er auf das Familienfoto starrte, das ihn mit seinem Sohn, seiner Schwiegertochter und seinem Enkelsohn zeigte, hinterfragte er seine eigenen Werte. Vielleicht waren sie zu abgehoben gewesen. Hätte er kein öffentliches Amt übernommen, wären die Dinge vielleicht anders gelaufen.

Vor dem Fenster wehte der kalte Iowa-Märzwind und erzeugte ein gedämpftes Heulen, das durch die Isolierungen der Scheiben drang. Als er sein Spiegelbild musterte, das

sich gegen den schwarzen Nachthimmel abhob, erkannte Richard Bosley die Wahrheit: »Was wäre, wenn?« bedeutete *gar nichts!* Seine Familie war fort, und morgen würde seine dritte Chemo anfangen. Die zweite hatte ihn seiner Haare und seiner Energie beraubt, und es war gut möglich, dass ihn die dritte das Leben kosten würde. Wenn nicht, würde der Krebs dafür sorgen. Beim Blick auf sein ausgemergeltes Spiegelbild und seine Hände sah er die fahle Blässe. Seine Haut war nur noch eine übergroße Hülle, die lose über seinen Knochen hing. Sie erinnerte ihn daran, dass das Leben nicht fair war; er betete immer noch, dass der Tod es sein würde.

Auf einer Pressekonferenz, die für morgen Mittag angesetzt war, würde Richard Bosley öffentlich als Gouverneur von Iowa zurücktreten. Sheldon Preston, der Vizegouverneur, würde umgehend den Amtseid für die restliche Wahlperiode ablegen. Während er hier allein im Exekutivbüro saß, beschloss Gouverneur Bosley, heute Nacht schwerwiegende Entscheidungen zu fällen. Er hatte nichts mehr zu verlieren. Zur Hölle mit dem Ausschuss; heute Nacht war seine Meinung die einzige, die zählte.

Wer konnte schon wirklich sagen, ob eine gute Tat aus den falschen Gründen nicht trotzdem gut war? In diesem Moment befahl ihm seine Seele, noch einmal genauer hinzusehen. *Verlass diesen Ort der Macht nicht, bevor du sicher bist, dass du alles getan hast, was du kannst.* Er ließ sich in dem prächtigen Ledersessel zurücksinken und fasste den Entschluss, genau das zu tun. Die Geschichte würde sich selbst schreiben.

Der Stapel mit Gnadengesuchen war besprochen und verhandelt worden und dementsprechend geschrumpft. Der Ausschuss hatte die zahlreichen Anträge geprüft und

zehn davon stattgegeben. Zehn Bittsteller, die momentan eine Haftstrafe in einem von Iowas Gefängnissen absaßen, würden bald frei sein. Morgen würden diese zehn Leute darüber informiert werden, dass ihr Urteil aufgehoben worden und ihre Strafe verbüßt war.

Gouverneur Bosley musterte den Dokumentenstapel zu seiner Linken. Darin ging es um elf *weitere* Personen. Sie würden laut Kommission in Haft bleiben und ihre Strafen absitzen, so wie es die mächtigen, erhabenen Richter dieses großartigen Staates verkündet hatten. Mit zitternden Händen, was mehr an den Chemikalien in seinen Adern lag als an Gefühlsregungen, ging Gouverneur Bosley den Stoß mit den Häftlingen durch, die dazu bestimmt waren, für die gefühlte Ewigkeit ihres Strafmaßes hinter Gittern zu bleiben.

Die Liste der Vergehen war unterschiedlich: Vergewaltiger, Einbrecher, Prostituierte und mehr. Irgendwo zwischen den kranken Zellen, die sein Gehirn infiltrierten, besann sich Richard wieder auf sein Vorhaben. Einmal mehr blätterte er den Stapel durch. Schließlich fand er den Namen, nach dem er gesucht hatte. Ja, sie war mit Anthony Rawlings verheiratet gewesen. Teufel noch mal, er war sogar auf ihrer Hochzeit gewesen. Unvermittelt verzog sich Richard Bosleys Mund zu einem Grinsen. In letzter Zeit hatte er nur sehr wenig Anlass zum Lächeln gehabt. Seine Gesichtsmuskeln würden rasch ermüden, aber noch genoss er die flüchtige Euphorie.

Er las die Akte ein weiteres Mal. Claire Nichols: bei der Anklage wegen versuchten Mordes die *Aussage verweigert*, demzufolge nicht offiziell überführt, gute Führung seit der Inhaftierung, keine Hinweise auf Ungehorsam, keine Vorstrafen, zu sieben Jahren verurteilt, 14 Monate

verbüßt. Angesichts der vielfältigen Sündenregister, die die begnadigten Straftäter vorzuweisen hatten, hätte sich Gouverneur Bosley fragen können, warum der Ausschuss ausgerechnet *diese* Frau weiter im Gefängnis schmoren ließ; er kannte den Grund jedoch schon. Der *Ausschuss* bestand aus fünf Personen mit politischer Macht – oder zumindest politischen *Hoffnungen* in Iowa –, und jede von ihnen stand vier Jahre im Dienst. Und jede von ihnen wusste, dass man in Iowa nur erfolgreich sein konnte, wenn man Anthony Rawlings nicht in die Quere kam.

Richard Bosley sah sich der seltenen Gelegenheit gegenüber, den Tod seines Sohnes zu rächen. Der Umgang mit Politikern und Persönlichkeiten wie Anthony Rawlings hatte ihn vieles gelehrt. Wenn er die Augen schloss, sah er den angesehenen Geschäftsmann lächeln, Hände schütteln und Versprechungen machen; allerdings war Gouverneur Bosley bewusst, dass Rawlings' Entscheidung, das Stanzwerk in Flint, Michigan, zu schließen, den Ort teuer zu stehen gekommen war. Auf Rache zu sinnen mochte unchristlich sein, aber beim Blick auf das Dokument vor ihm stellte er sich die Frage: Wer, wenn nicht Gott, hatte ihm diese Chance gegeben?

Ohne noch einmal darüber nachzudenken, setzte Gouverneur Richard Bosley seine Unterschrift unter das Gesuch. Ja, die Namen der anderen zehn Begnadigten waren schon an die Presse gegangen. Das war in Ordnung; die Zeitungen würden diese großartige, ergreifende Story verpassen: ›Staatsfunktionär macht Unrecht wieder gut und entlässt Ex-Frau von Topmanager aus dem Gefängnis‹. Doch Richard Bosley war überzeugt, dass sie ihre Nachwirkungen in der Öffentlichkeit noch haben würde, auch wenn Mr. Rawlings' Pressesprecherin das Ganze für seine

Zwecke verdrehen würde. Aber indem er die veröffentlichte Begnadigungsliste umging, hatte er Miss Nichols vielleicht die notwendige Zeit verschafft, um ihre eigene Geschichte zu schreiben.

Am nächsten Tag unterzeichnete Gouverneur Bosley vor der lokalen und nationalen Presse zehn Petitionen. Gemäß der Verfassung des Bundesstaates Iowa hatte eine begnadigte Person das Recht auf Tilgung aller Vorstrafen, die mit dem Schuldspruch in Zusammenhang standen. Eine vollständige Begnadigung stellte sämtliche Bürgerrechte wieder her, die kraft Gesetzes mit der Verurteilung verwirkt waren, und hob die Strafe oder andere Rechtsfolgen aus dem Vergehen offiziell auf. Die Person galt für immer als unschuldig und gewann ihren Status zurück, als hätte er oder sie das Delikt nie begangen, für das er oder sie verurteilt worden war.

Vor allem aber war eine Begnadigung, die ein Staatsfunktionär gewährt hatte, endgültig und unwiderruflich. Gouverneur Bosley legte die zehn Urkunden in eine Aktenmappe, auf diese eine andere. Mit einem feinen Lächeln in die Kameras erhob er sich und ging zum Rednerpult. »Meine Damen und Herren, Sie sind soeben Zeugen meiner letzten Amtshandlung als Gouverneur dieses großartigen Bundesstaates geworden. Schweren Herzens trete ich heute von diesem prestigeträchtigen Amt zurück ...«

Die Sekretärin nahm die Aktenmappe und schob jedes Dokument in den entsprechenden Umschlag. Man würde die Anwälte kontaktieren, die die einzelnen Personen vertraten, die Häftlinge würden informiert werden, und wenn sie die Begnadigung annahmen, konnte sie nicht mehr aufgehoben werden. Am Ende würde man die Gerichte über jeden Straferlass in Kenntnis setzen. Bei so viel Trubel und

Rührung merkte die Sekretärin nicht einmal, dass sie elf Begnadigungen mit einem Umschlag versah statt zehn.

Ein Stück die Straße des Parlamentsgebäudes hinunter lief die Anwältin Jane Allyson nervös in ihrem kleinen Büro auf und ab und versuchte, kraft ihrer Gedanken das Telefon zum Klingeln zu bringen. Dies war ihr erstes Gnadengesuch. Mit Sorge auf das Urteil der Geschworenen zu warten, war für sie nichts Neues: Urteilsprüche, die über die Freiheit und die Zukunft ihrer Mandanten entschieden. Aber das hier wirkte irgendwie anders – surreal. Ihre Mandantin hatte bereits die Freiheit und ihre Zukunft verloren, indem sie zur Anklage wegen *versuchten Mordes* bewusst die *Aussage verweigert* hatte.

Jane erinnerte sich daran, wie sie mit einem überwältigenden Gefühl der Hilflosigkeit – vollkommen ohnmächtig – neben Miss Nichols gestanden hatte, während sie zuhörten, wie der Richter die Konsequenzen von Claires Weigerung erläuterte. Während ihres Jurastudiums hatte Jane schon früh gelernt, emotionalen Abstand zu ihren Klienten zu wahren. Normalerweise hatte sie damit Erfolg. Es war eine Frage des Überlebens. Sie wäre nicht in der Lage gewesen, dem nächsten Mandanten zu helfen, wenn ihre Gedanken bei dem einen verweilten, bei dem sie gescheitert war; an jenem Tag vor einem Jahr wäre Jane jedoch am liebsten neben Claire zusammengesunken, um gemeinsam mit ihr zu weinen. Das war alles so falsch.

Die Zeit verging, die Jahreszeiten wechselten sich ab. Neue Mandanten kamen und gingen. Chancen ergaben sich. Rechtsanwältin Allyson praktizierte inzwischen in einer Kanzlei im Herzen von Iowas Hauptstadt. Das Leben war hektisch. Jane machte weiter, bis ein Kurier vor drei Tagen

ein Einschreiben zustellte, auf dem stand: ›Vertraulich: RAin Jane Allyson«. In dem Umschlag fand sie das bearbeitete *Gnadengesuch* für Claire Nichols. Von Janes Seite war keine weitere Arbeit erforderlich, außer als vertretende Anwältin zu unterschreiben. Die beigegefügte getippte Notiz war kurz:

*Miss Allyson,
vielleicht erinnern Sie sich noch an eine Mandantin von vor einem Jahr, Claire Nichols. Anbei übersenden wir Ihnen ein Gnadengesuch an Gouverneur Bosley. Wie Sie vermutlich wissen, ist seine verbleibende Amtszeit nur noch kurz. Dies MUSS sein Büro noch heute erreichen. Dazu ist nur noch Ihre Unterschrift nötig. Beiliegend finden Sie einen beglaubigten Scheck, um Sie für Ihre Mühen zu entschädigen.
Danke.*

Vielleicht lag es an dem Scheck über 100.000 Dollar oder an der nicht unterschriebenen Notiz, aber dieser Anweisung zu folgen kam ihr grundlegend falsch vor. Welcher Anwalt bei klarem Verstand würde denn einen Auftrag und eine Zahlung aus einer unbekanntenen Quelle annehmen? Möglicherweise hingen sowohl ihre Zukunft als auch ihre Zulassung von dieser Entscheidung ab. Jane war klar, dass sie die Partner ihrer Kanzlei hinzuziehen sollte. Das hatte sie auch vor, bis sie auf die kleine Digitalanzeige unten auf ihrem Bildschirm sah: 16:32 Uhr. Zum Büro des Gouverneurs waren es zehn Minuten Fußweg.

Jane lieferte das unterzeichnete Gesuch ab.

Nun sah sie nervös der Zukunft entgegen. Die Entscheidung des Gouverneurs war gefallen. Jane hatte seine Pressekonferenz online verfolgt. Während sie in ihrem Büro

auf und ab ging, hinterfragte sie weiter die ethischen und rechtlichen Aspekte ihres Entschlusses. Falls ihr Telefon nicht klingelte und die Begnadigung nicht gewährt wurde, würde nie jemand erfahren, dass sie das Gesuch eingereicht hatte. Der Scheck würde in ihrem Aktenschrank bleiben. Unabhängig vom Beschluss des Gouverneurs erschien es ihr unmoralisch und sittenwidrig, den Scheck einzulösen.

In einem imposanten Eichenrahmen, der sich matt schimmernd von der vornehmen Schiefertäfelung abhob, hing ihr Diplom von der juristischen Fakultät der University of Iowa an der Wand. Selbst durch das Glas reflektierte das Siegel das Licht. Konnte ihre Entscheidung, dieser Frau zu helfen und den Auftrag anzunehmen, die jahrelange Ausbildung womöglich wertlos machen?

Immer wieder schritt sie den Teppichboden ab. Sie hatte eine Menge Arbeit, die sie hätte erledigen müssen, aber seit der Pressekonferenz vor einer Stunde konnte sie sich auf nichts anderes konzentrieren als auf ihren Wunsch, das Telefon möge klingeln. Wenn der Anruf nicht bald kam, würde er nie kommen.

Die Erinnerung an Claire Nichols' Fall flutete Janes Gedanken. Sie war nie auf die Idee gekommen, eine Begnadigung zu erbitten, aber es war eine *gute* Idee. Ihre größte Angst – Teufel noch mal, wie sehr musste sich erst die Person fürchten, die ihr das Gesuch geschickt hatte – war Anthony Rawlings. Der Mann war extrem einflussreich, und falls die Begnadigung tatsächlich bewilligt wurde, würde das Konsequenzen nach sich ziehen. Jane schob diese Gedanken beiseite. Darüber konnte sie jetzt nicht nachdenken. Sie konnte nur warten.

So in ihre Überlegungen versunken, brachte das Klingeln des Telefons ihr Herz zum Rasen und sie zuckte zusammen.

Einen kurzen Moment starrte sie das Gerät an. Bildete sie sich das ein? Kamen die Geräusche wirklich von dem kleinen Plastiktelefon? Mit zitternder Hand griff sie nach dem Hörer und nutzte ihre Erfahrung im Gerichtssaal, um ihre Stimme ruhig klingen zu lassen. »Hallo? Hier Jane Allyson ...«

Jane umklammerte das Lenkrad so fest, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Die Fahrt von Des Moines nach Mitchellville dauerte weniger als eine halbe Stunde und so früh am Nachmittag war der Verkehr kein Problem. Was ihr zu schaffen machte, war die Tatsache, dass sie unter dem Radar flog. Kein Mensch auf dem Planeten Erde wusste, was sie gerade tat. Auch das zählte zu ihren Geheimnissen.

Grau in grau erstreckte sich der widerstreitende März-himmel über ihr. Verschiedene Nuancen desselben Tons. Wolken und noch mehr Wolken. Als sie östlich auf den Highway I-80 einbog, dachte Jane über die Gefangene nach, weggesperrt von ihrem Leben und ihren Lieben, nur wenige Meilen von ihr entfernt. In der Aktentasche auf dem Sitz neben ihr lag das einseitige Dokument, das Claire Nichols' Leben für immer verändern würde.

Vor drei Tagen hatte es noch nicht existiert. Jane dachte über das Gesuch und den Scheck nach. Richtig oder falsch, sie hatte beschlossen, keinem davon zu erzählen. In der Welt der Reichen und Mächtigen konnte jeder in Versuchung geraten, Anthony Rawlings über ihr bevorstehendes Vorhaben zu informieren.

Sie wollte niemanden beschuldigen, keineswegs. Nur war es so, dass Claire ein paar Dinge vorgebracht hatte. Sehr gewagte Behauptungen und Anschuldigungen. Doch ihre Aussage hatte sich in Luft aufgelöst wie Nebel auf einem See

im kühlen Abendhimmel. Auch über ein Jahr später hatte niemand, nicht mal die neugierigsten Reporter, die geringste Ahnung von der möglicherweise gespaltenen Persönlichkeit von Iowas Goldjungen. Und eine leise Stimme in Janes Seele warnte sie davor, ihre derzeitigen Aktivitäten preiszugeben. Wenn das hier hinter ihr lag, würde sie um ein Gespräch mit den Partnern der Kanzlei bitten. Sie würden es hoffentlich verstehen. Aber für den Augenblick hatte Jane beschlossen, sich lieber um Claire Sorgen zu machen als über mögliche persönliche Konsequenzen.

Unglaublicherweise hatte Claire Nichols nicht auf der Liste der begnadigten Personen gestanden, die nach der Pressekonferenz für die Medien freigegeben worden war, und doch war das Dokument in Janes Besitz. Als sie auf den Besucherparkplatz steuerte, kribbelte es in Jane vor Vorfreude. Vor knapp 14 Monaten war sie nicht in der Lage gewesen, ihrer Mandantin zu helfen, aber heute würde sie es sein.

Die Hand schon an der Tür kam Jane plötzlich ein Gedanke, der ihr Hochgefühl sofort schwinden und sie erstarren ließ: *Wer hat 100.000 Dollar zur Verfügung, um Claire aus dem Gefängnis zu holen?* Sie hatte sich so auf die Annahme versteift, dass es jemand war, der Angst vor Anthony Rawlings hatte. Was war, wenn es sich um niemanden handelte, der ihn fürchtete? Wenn er es selbst war? Konnte das sein? Aber warum?

War es möglich, dass Jane zum Bauernopfer statt zur Rebellin geworden war, indem sie das Gesuch eingereicht hatte? Was, wenn die Freiheit, die sie Claire gleich verschaffen würde, nichts weiter war als ein Köder, damit sie ins Netz ging? Ihre Hand umklammerte den Türgriff und ihr drehte sich der Magen um. Jane konnte nicht zulassen, dass diese Gedanken ihre Fortschritte zunichtemachten.

Claire Nichols verdiente die Freiheit. Jane musste handeln und sicherstellen, dass Claires Freiheit nicht nur vom Staat Iowa garantiert wurde, sondern auch darüber hinaus.

Ein unheimliches, fluoreszierendes Leuchten erhellte das kleine, schäbige Besuchszimmer. Das künstliche Licht ließ den Metalltisch und die Stühle noch kälter wirken. Jane sah dauernd auf ihre Uhr. *Wie lange dauert das denn, eine Strafgefangene in diesen Raum zu bringen?*

Die Antwort lautete: 13 Minuten. Knapp 13 Minuten nach Janes Ankunft in dem engen, farblosen Zimmer ging die Tür auf. Claire trat ein, in Begleitung einer Wärterin, und setzte sich auf den Stuhl gegenüber. Mit dem braunen, zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenen Haar sah sie genauso aus, wie Jane sie in Erinnerung hatte. Trotz ihres blassen Teints und ohne Make-up beeindruckte sie durch das leuchtende Grün ihrer Augen. Obwohl ihre Statur ihrer eigenen ähnelte, wirkte die Gefangene in ihrem Häftlingsoverall viel zierlicher.

»Ich bin überrascht, Sie zu sehen, Jane. Warum sind Sie hier?« Claires Frage klang erstaunlich fest.

»Wissen Sie, was eine Begnadigung ist?«

»Ja, das ist etwas, das der Präsident unterzeichnet, bevor er aus dem Amt ausscheidet. Wieso?«

»Weil das auch etwas ist, das der Gouverneur unterzeichnet, bevor er sein Amt niederlegt.«

Claires grüne Augen zogen sich zusammen, als sie nach Worten rang. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Gouverneur Bosley hat Krebs. Er ist heute von seinem Amt zurückgetreten.«

»Tut mir leid, das zu hören. Ich glaube, er war Gast auf meiner Hochzeit.« Sie stockte und dachte kurz über die

Mitteilung nach. »Was haben Sie eben über Begnadigungen gesagt?«

»Vor seinem Rücktritt hat er eine Reihe von Begnadigungen unterzeichnet, Claire. Ich bin gekommen, um mit Ihnen über Ihre zu sprechen.«

Claire hörte, was Jane sagte. Sie versuchte angestrengt, die Information zu verarbeiten, aber sie ergab einfach keinen Sinn. Statt Worten kamen ihr die Tränen.

Jane beobachtete, wie ihre ehemalige Mandantin mit den neuen Gegebenheiten kämpfte. »Zuerst müssen Sie die Begnadigung annehmen.« Damit zog Jane das Schreiben aus ihrer Aktentasche und legte es vor Claire auf die glatte Tischplatte. »Sobald Sie das tun, sind Sie frei.«

Die Gefangene starrte das Dokument an. Sie las ihren Namen und die Anklagepunkte. Gouverneur Bosleys Unterschrift war darauf, zusammen mit dem offiziellen Staatsiegel von Iowa. Nur eine Zeile war leer geblieben: die für ihre Unterschrift. Ihr Blick wanderte von der Urkunde zu der Frau zurück, die vor gut 13 Monaten ihre Verteidigerin gewesen war, bis ihre Sicht verschwamm und neue Tränen ihre Wangen hinunterliefen.

Claire musste sich vergewissern. Zu oft war sie in ihrem Leben hintergangen worden. »Wieso bekomme *ich* eine Begnadigung ... und *frei* ... Was bedeutet das? Frei wie *frei* oder frei wie in ›Ich muss beobachtet und überwacht werden‹ ...?« Ihre Stimme brach, sie konnte ihre Gefühle nicht mehr unterdrücken.

Jane griff über den Tisch und hielt Claires zitternde Hände. »Wenn Sie dieses Schreiben unterzeichnen, sind Sie frei. Eine Begnadigung bedeutet, dass sämtliche Anklagepunkte hinfällig sind. Sie werden aus Ihrem Strafregister getilgt. Ihnen wird vergeben und Sie dürfen das Gefängnis

noch heute verlassen und müssen nie mehr zurückblicken.« Während die Worte von Janes Lippen sprudelten, schmolz Claires Entschlossenheit dahin, ihre Schultern sackten herab und sie senkte den Kopf. Kein Laut verriet ihr Schluchzen, nur das Beben ihrer Schultern. Jane drückte ihre Hände. »Sie können gehen, wohin *Sie* wollen, wann immer *Sie* wollen. Wo möchten Sie hingehen, Claire?«

Ihre grünen Augen funkelten, als sie den Blick wieder auf ihre Anwältin richtete. »Wo *ich* hingehen möchte?« Claires Verstand überschlug sich; es war so schrecklich lange her, dass sie die Kontrolle über ihre Zukunft gehabt hatte. Als sie ihre Stimme wiederfand, antwortete sie: »Ich weiß nicht.«

»Ich schätze, die erste Frage, die Sie beantworten müssen, lautet: Nehmen Sie die Begnadigung an?« Jane sah zu, wie sich Claires Brust hob. Die Frau in dem orangen Overall nickte verzweifelt, als ihr die Worte weiterhin versagt blieben. »Dann müssen Sie die Petition unterschreiben.«

Wieder nickte Claire.

Es dauerte eine Weile, bis Jane ihre Klientin beruhigt hatte. Danach setzte sie ihre Unterschrift ein. Das Ganze musste noch bearbeitet werden, aber noch bevor der Tag zu Ende ging, würde Claire das Gefängnis an Janes Seite verlassen.

»Wann werde ich freigelassen?« Claire konnte sich wieder artikulieren, wenn auch zaghafter als zuvor.

»Ich gehe heute nicht ohne Sie hier raus.«

Claires Augen strahlten ihrer Anwältin voller Bewunderung entgegen. »Was muss ich tun?«

»Haben Sie noch irgendwas in Ihrer Zelle, das Sie mitnehmen möchten?«

Claire ging im Geiste ihre Habseligkeiten durch.

Ja, da gab es Bilder, Briefe, Recherchen und ein paar Andenken. Sie nickte.

»Dann gehen Sie mit der Wärterin in Ihre Zelle zurück. Ich werde die Begnadigung dem Gefängnisdirektor übergeben. Schon bald wird Sie jemand zu mir bringen.« Claire nickte immer noch zustimmend. »Man wird Ihnen Ihre persönlichen Gegenstände vom Tag Ihrer Verhaftung aushändigen, einschließlich Ihrer Kleidung. Für den Fall, dass Ihnen nicht mehr passt, was Sie damals an hatten, habe ich noch ein paar andere Sachen mitgebracht.«

»Danke.« Claire starrte verlegen auf den Tisch. »Ich habe doch gar kein Geld, um Sie für Ihre Arbeit zu bezahlen.«

Jane dachte an den Barscheck. »Sehen wir erst mal zu, dass wir Sie hier rausholen, und dann reden wir über die Vergütung.« Janes Lächeln erwies sich als ansteckend. Claire erwiderte es und drückte Janes Hände. »Bevor Sie wieder in Ihre Zelle gehen: Wen kann ich anrufen? Gibt es jemanden, der Sie abholen kann? Jemanden, der Sie irgendwo hinfahren kann? Oder wollen Sie in Iowa bleiben?« Im Stillen betete Jane darum, dass ihre Mandantin weg wollte und dass sie irgendwo hinkönnte.

»Wo darf ich denn hinfahren?«

»Wohin Sie wollen. Wen soll ich anrufen?«

Claire dachte eingehend über die Frage nach. Sie wollte Iowa mit all seinen Erinnerungen so schnell wie möglich hinter sich lassen. Aber wer konnte ihr helfen? Sie hatte kein Geld. Ihre Schwester würde sicher kommen, doch das würde einige Zeit dauern. Außerdem hatte Emily ebenfalls kein Geld. Dann fiel ihr jemand ein – wenn auch eine ungewöhnliche Freundin.

Nachdem vor vielen Monaten die Schachtel mit Anthonys Geheimnissen bei ihr gelandet war, hatte Claire beschlossen,

mit Amber McCoy Kontakt aufzunehmen, der Verlobten von Simon Johnson. Zu ihr spürte sie eine Verbindung; zwei Frauen, denen durch Anthony Rawlings' Taten Unrecht widerfahren war. Heute, so glaubte Claire, war Amber der einzige Mensch, der ihr helfen konnte. »Amber McCoy, CEO bei SiJo Gaming in Palo Alto, Kalifornien. Ihre Nummer weiß ich nicht.«

Jane schrieb alles auf und antwortete: »Keine Sorge, ich werde mich mit ihr in Verbindung setzen, bevor Sie in der Hauptverwaltung zu mir stoßen.«

»Danke.« Claire erhob sich und ging zur Tür. Sie hatte die Hand schon zum Klopfen erhoben, als sie wiederholte: »Ehrlich, Jane, vielen Dank. Das hätte ich nie erwartet – niemals.«

»Wir reden im Auto weiter. Jetzt holen Sie erst mal Ihre Sachen, da draußen wartet eine große, wunderbare Welt auf Sie.« Jane beobachtete, wie Claire den Kopf hob und die Schultern straffte. Gleich darauf klopfte sie an die Tür und wurde in ihre Zelle geführt. Ein paar Minuten musste Claire die Zumutung als Strafgefangene noch ertragen. Die Wärterin wusste ja nicht, dass sie nun eine freie Frau war. Im Gegensatz zum letzten Mal, als Jane zugesehen hatte, wie Claire abgeführt worden war, tröstete sie diesmal das Wissen, dass es nur vorübergehend war.

Jane wunderte sich, dass das nicht schwieriger war. Eine Gefangene aus einem Gefängnis mit mittlerer Sicherheitsstufe zu schaffen, sollte schwerer sein, selbst mit der Unterschrift des Gouverneurs auf einem Stück Papier. Nun saß Claire Nichols in den Jeans und Wanderstiefeln von vor 14 Monaten auf dem Beifahrersitz ihres Toyota Corolla.

Claire hatte sich entschieden, die blaue Bluse anzuziehen, die ihr Jane mitgebracht hatte. Sie war ein bisschen zu groß,

aber soweit Jane aus den Augenwinkeln sehen konnte, schien es Claire nicht zu interessieren. Stattdessen wirkte sie regelrecht hypnotisiert von der Landschaft, hin und wieder seufzte sie oder tupfte sich die Augen ab. Jane versuchte sich Claires Gemütsverfassung vorzustellen. Natürlich war ihre Mandantin emotional. Ihr ganzes Leben hatte sich gerade schlagartig verändert – schon wieder. Diese Wende wäre für jeden schwer gewesen.

Gelegentlich warf Jane einen prüfenden Blick in den Rückspiegel. Es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass sie verfolgt wurden. Aber falls der Spender der 100.000 Dollar über Claires Freilassung Bescheid wusste, befürchtete Jane, könnte er oder sie vielleicht auf ihren Abflug warten.

Jane brach das Schweigen. »Mit Miss McCoy habe ich nicht gesprochen, aber ihre Assistentin sagte, am American-Airlines-Schalter warte ein Ticket auf Sie.«

»Ich habe gar keinen Ausweis.« Die plötzliche Erkenntnis erschreckte Claire. Konnte dieses Versehen sie wieder ins Gefängnis befördern?

»Doch. Iowa hat Ihnen eine ID-Karte ausgehändigt, zusammen mit Ihren persönlichen Sachen. Sie haben doch alles bekommen, oder?«

Claire presste ihre Habseligkeiten an sich. Der kleine Nylonbeutel enthielt all ihren weltlichen Besitz. Neben den Gegenständen aus ihrer Zelle barg Claires Beutel auch den blauen Kaschmirpullover und den Schmuck, den sie bei ihrer Verhaftung getragen hatte. Für ihre 29 Jahre erschien ihr die Sammlung so klein. »Ja. Mir war nicht klar, dass die Karte auch außerhalb des Gefängnisses gilt.«

Als Jane den Toyota südlich auf den Highway 235 steuerte, atmete sie tief ein und brachte das unangenehme

Thema zur Sprache. »Ich muss Ihnen etwas sagen, Claire. Das Gesuch für Ihre Begnadigung war nicht meine Idee.«

Die Trance, die Claires Gedanken gefangen gehalten hatte, löste sich allmählich auf; sie konzentrierte sich auf ihre Retterin, auf die Person, die sie aus einem Leben voller Einsamkeit befreit hatte. Nach all der Zeit, die sie allein verbracht hatte, fiel ihr ein Gespräch jedoch schwer. Verzweifelt versuchte Claire, die Stille auszufüllen. Wenn eine Person gesprochen hatte, war die nächste an der Reihe. Sie schaffte es. »Was meinen Sie damit?«

Jane erzählte Claire von dem anonymen Brief, dem fast vollständigen Gnadengesuch und dem beglaubigten Barscheck. Die Angst, die sie beim Betreten des Gefängnisses gepackt hatte, erwähnte sie nicht.

»Wer würde denn 100.000 Dollar für meine Freilassung ausgeben?«, fragte Claire.

»Ich weiß es nicht.«

Claire beobachtete den Gesichtsausdruck, die Körpersprache und den Tonfall der Frau, die neben ihr saß. Es war schon eine Weile her, aber sie glaubte, dass Jane die Wahrheit sagte. Ihre Anwältin wusste nicht, wer das Samenkorn für ihre Freilassung gelegt hatte.

»Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich am Anfang vermutet habe, dass, wer auch immer das war, Sie in Freiheit sehen wollte, ohne seinen Namen ins Spiel zu bringen«, fuhr Jane fort. »Ich nahm ebenfalls an, dass sich derjenige vor Ihrem Ex-Mann schützen wollte.«

Claire nahm ihre Worte in sich auf, das ergab Sinn. Wer wusste schon, wozu Tony imstande war, wenn er erfuhr, dass jemand bei ihrer Freilassung nachgeholfen hatte? Erst dann erfasste sie die volle Tragweite. »Am Anfang? Jane, was meinen Sie mit ›am Anfang‹?«

Der Toyota fuhr in südlicher Richtung auf den Des Moines International Airport zu, als Jane antwortete: »Ich muss gestehen, dass mir noch ein anderer Gedanke gekommen ist.« Claire sagte nichts. Sie hörte zu und beobachtete. »Was wäre, wenn das Gesuch, der Brief und das Geld von einer unerwarteten Quelle kämen? Von jemandem, dem 100.000 Dollar nichts bedeuten?«

Claires Smaragdaugen weiteten sich merklich. Das Hochgefühl, das ihre Brust erfüllt hatte, war verschwunden. Das Atmen geschah nicht mehr automatisch, sondern erforderte ihren ganzen Willen. »Sie denken, das war T-Tony?«, stammelte sie. Claire kämpfte gegen die aufsteigende Übelkeit an. »Warum sollte er das tun?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich finde nur, es ist das Beste, Sie aus Iowa rauszuschaffen, vor allem bevor der Presse-rummel losgeht.«

Claire drückte ihre Habseligkeiten an die pochende Brust. Als sie sich an die gnadenlose Presse und, noch wichtiger, ihren Ex-Mann erinnerte, brachten alte Ängste ihr Herz zum Rasen. Sie sah Jane wieder an und bemerkte, dass ihr Blick immer wieder zwischen der Landschaft vor ihnen und der im Rückspiegel hin- und herschoss. Was, wenn ihr Tony oder jemand anders folgte? »Ja, bitte, lassen Sie uns das tun«, gab sie schließlich zurück.

Die American-Airlines-Mitarbeiterin am Schalter überprüfte die ID-Karte nicht weiter, die Claire vom Staat Iowa bekommen hatte. Binnen Minuten reichte sie Claire ihre Bordkarte: ein Nonstop-Ticket erster Klasse, Abflug in 90 Minuten.

Mit jedem Schritt auf die Wartehalle zu fiel ein weiteres Stückchen Last von Claires Schultern. Die bekannte

Mischung aus Furcht und Kummer, die sie unter Tonys Herrschaft erlebt hatte, klopfte an die Türen von Claires Herz und Seele, doch sie weigerte sich, ihr nachzugeben. Die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit ihrer Anwältin half dabei ein wenig. Claire fehlte im wahrsten Sinne des Wortes die Zeit, um ihre unerwartete Freiheit zu verarbeiten. Sie drehte sich zu Jane um. »Erklären Sie mir das mit der Begnadigung noch mal. Muss ich mich bei irgendjemandem melden?«, erkundigte sie sich.

»Alles, was mit der Anklage wegen versuchten Mordes in Zusammenhang steht, ist jetzt hinfällig«, erläuterte Jane. »Die Festnahme, das Gesuch, die Inhaftierung – alles vorbei. Ihre Akte wird aussehen, als hätte das alles nie stattgefunden.« Nachdrücklich fügte sie hinzu: »Die letzten 14 Monate sind nie passiert, Claire.«

»36«, korrigierte Claire.

Jane blickte in die Augen ihrer Mandantin. Sie sah die Augen des Opfers von vor mehr als einem Jahr: nicht die Augen einer mutmaßlichen Mörderin. Diese Mischung aus Traurigkeit und Verwirrung ließ Jane ahnen, dass diese Freilassung nicht so einfach sein würde. Claire aus den Mauern des Frauengefängnisses von Iowa zu holen war leichter, als die vergangenen 36 Monate aus ihrer Erinnerung zu löschen. Es gab nichts, was Jane tun oder sagen konnte, um ihrer Mandantin die schrecklichen Gedanken zu nehmen. Daher war ihr einziges Ziel, Claire sicher aus Iowa herauszubringen.

»Bitte passen Sie auf sich auf«, bat Jane, als sie einen Umschlag und eine Visitenkarte aus ihrer Handtasche zog. »Hier ist meine Karte, da stehen meine Handynummer, die Büronummer und die E-Mail-Adresse drauf. Wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, zögern Sie bitte nicht, Kontakt mit mir aufzunehmen. In dem

Umschlag befinden sich ein paar Dinge, von denen ich glaube, dass sie Ihnen gehören sollten.«

Claire nahm die Sachen von ihrer Anwältin entgegen und öffnete zögernd den Umschlag. 50 Dollar in Zehndollarscheinen und ein Barscheck über 100.000 Dollar starrten ihr daraus entgegen. »Nein, Jane, das kann ich nicht annehmen. Der ist für Sie. Das ist Ihre Bezahlung dafür, dass Sie mir geholfen haben.«

»Das Bargeld wird Ihnen bei unvorhergesehenen Ausgaben helfen, bis Sie bei Ihrer Freundin angekommen sind, und was den Scheck betrifft, ist das eine irrwitzige Summe für ein paar Stunden Arbeit. Gewöhnen Sie sich erst mal ein, und wenn Sie können, überweisen Sie mir eine angemessene Vergütung für meine Dienste. Betrachten Sie es als Startkapital für Ihr neues Leben.«

»Aber wir wissen doch nicht, von wem der Scheck kommt.«

»Nein, das wissen wir nicht. Sollte er von demjenigen stammen, den wir beide vermuten, würde es ihn nicht freuen zu erfahren, dass das Geld an Sie gegangen ist?«

Claires Mundwinkel wanderten langsam nach oben; sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, das würde es nicht.« Claire sah sich suchend nach einem vertrauten Gesicht in der Menschenmenge um. Beim Anblick des Meeres aus Fremden atmete sie erleichtert auf und fügte hinzu: »Und genau deshalb nehme ich es an.« Die beiden Frauen umarmten sich. »Danke, Jane, für alles.«

Claire straffte die Schultern und drehte sich zur Sicherheitskontrolle um. Es war zwar schon einige Zeit her, dass sie mit einer Linienmaschine geflogen war, aber dass Jane ohne Bordkarte nicht durch die Kontrolle durfte, wusste sie noch. Und jemand anderer, Gott sei Dank, genauso wenig.

Jane sah zu, wie Claire an den Mitarbeitern der Flugsicherheitsbehörde vorbeiging und in der Menschenmenge verschwand. Mit einem hörbaren Seufzen dankte sie Gott dafür, dass niemand ihre Klientin wiedererkannt hatte und die Reporter nicht benachrichtigt worden waren. Sie hatte keine Ahnung, wie lange es dauern würde, bis die Nachricht von Claires Freilassung und Abreise bekannt wurde. Wie lange auch immer, Jane hoffte, es würde reichen.

Claire Nichols saß in einer Reihe miteinander verbundener schwarzer Vinylsitze, drückte all ihre weltlichen Besitztümer an sich und nahm ihre Umgebung in sich auf. Überall plaudernde, lesende und sogar schlafende Menschen. Gelegentlich wurden die gedämpften Hintergrundgeräusche von einer Lautsprecherdurchsage unterbrochen. Flüge wurden aufgerufen oder deren Verspätung angekündigt. Niemand nahm Notiz von ihr. Niemand interessierte sich dafür, dass sie vier Stunden zuvor noch eine Strafgefangene des Staates Iowa gewesen war. Das Summen in Claires Gehirn wurde allmählich schwächer und ihr Puls beruhigte sich. Nur noch 35 Minuten, dann würde sie in ein Flugzeug steigen. Claire hoffte, sie würde keine Ansage hören, dass sich ihr Abflug verzögern würde. Zwar vermochte sie sich nicht an ihre ursprüngliche Ankunft in Iowa zu erinnern, aber ihren endgültigen Abgang kostete sie aus. Eine Rückkehr kam in ihrer Planung nicht vor.

Der Klang ihres Namens unterbrach ihren inneren Monolog. »Miss Nichols?« Ein hünenhafter Sicherheitsbeamter beugte sich über sie, um Claire leise ins Ohr zu sprechen.

Erschrocken über die Nähe des Mannes und seine Worte schaffte sie es gerade noch zu antworten: »Ja? Ich bin Claire Nichols.«

»Sie müssen mich bitte begleiten.«

O Gott, nein! Bitte, lass mich in dieses Flugzeug steigen.
Wieder füllten ungebetene Tränen ihre Augen, in ihrem Kopf schrillten sämtliche Alarmglocken. In dem Versuch, die ohrenbetäubende Panik, die nur sie hören konnte, mit fester Stimme zu übertönen, stieß sie hervor: »Tut mir leid. Ich glaube nicht, dass ich das kann. Ich darf meinen Flug nicht verpassen.«

»Bitte kommen Sie mit in mein Büro, Miss Nichols, dort werde ich Ihnen alles erklären.«

Claire umklammerte ihren Beutel und dachte über ihren nächsten Zug nach. Sie hätte Jane nicht zurücklassen sollen. Noch nicht. Sie hatte Janes Karte; sie sollte sie anrufen. Ihre Stimme und ihr Tonfall verrieten ihre Besorgnis. »Ich möchte nicht mitkommen, wirklich.« Die Leute fingern schon an, sie anzustarren.

»Ihr Ticket wurde storniert, Miss Nichols«, kam es in gedämpftem Flüsterton zurück. Sie schüttelte protestierend den Kopf. »Es ist alles in Ordnung«, flüsterte er dicht an ihrem Ohr, damit niemand mithören konnte. »Bitte beruhigen Sie sich, Ihr Ticket wurde storniert, weil Sie mit einer Privatmaschine abgeholt werden.«

Die Stimme des Sicherheitsbeamten drang wie durch einen langen, finsternen Tunnel zu ihr durch. Der Tunnel schloss sich. Nur noch Schwärze ...



www.aleatharomig.com

ALEATHA ROMIG ist eine US-amerikanische Bestseller-
autorin. Sie lebt in Indiana.

Ihre Zeit verbringt sie am liebsten mit Schreiben und Lesen
und mit ihrer Familie und Freunden.

Infos, Leseprobe & eBook:

www.Festa-Verlag.de